

Nancy Amendt-Lyon

Und niemals ein Ende

Roman

EDITION  
TANDEM



*Gewidmet dem Andenken meines Vaters,  
Raymond Fleishman*

*14. März 1928 – 28. September 1978*

Dieses Buch ist ein belletristisches Werk. Namen, Personen, Unternehmen, Organisationen, Orte und Ereignisse entstammen der Fantasie der Autorin oder sind frei erfunden. Abgesehen von historischen Tatsachen ist jegliche Ähnlichkeit mit realen Personen – lebenden oder verstorbenen –, Ereignissen oder Örtlichkeiten rein zufällig.

„Sagt mir, wo er ist!“ forderte ich heiser. „Sagt-mir-wo-er-ist!“ schrie ich, jedes einzelne Wort betonend. Aufgeschreckt aus einem Alptraum, erwachte ich vom Klang dieser Stimme, die sich so fremd anhörte und offenkundig doch meine eigene war. Mein Gesicht war tränennass, und ich rang nach Luft, während meine Augen das Schlafzimmer verzweifelt nach irgendetwas absuchten, woran sie sich orientieren konnten. Mein Atem ging immer noch keuchend, als mein wirrer Blick schließlich an Roberts Gesicht hängenblieb. Er lag neben mir im Bett, auf einen Ellbogen gestützt, und ließ mich nicht aus den Augen. Robert wartete ein paar Sekunden, bis er mich vorsichtig ansprach, mit besorgtem Stirnrunzeln.

„Ist alles in Ordnung mit dir, Anna?“

Immer noch völlig durcheinander und nach Luft schnappend starrte ich Robert an, brachte jedoch kein Wort heraus.

„Was hast du denn geträumt? Du hast dich gedreht und gewälzt und dabei ständig nach jemandem gerufen. Ich habe kein Wort verstanden von dem, was du gesagt hast, außer dass du jemanden gesucht hast. Du hast ziemlich aufgebracht geklungen.“ Ich brauchte eine Weile, bis ich wusste, wo ich war. Nach einer gefühlten Ewigkeit wurde mir klar, dass da mein Ehemann zu mir sprach und dass ich mich in Wien befand, in unserem Schlafzimmer, in unserem Bett.

„Es ist immer wieder dasselbe!“ antwortete ich schließlich und schaffte es, seinen Blick festzuhalten. „Ich habe meinen Vater gesucht. In unserem alten Viertel. Ich war wieder in Flatbush.“

„In Flatbush?“

„Ja, damals in Brooklyn. Es war ein so unglaublich lebendiger Traum, Robert, ich konnte die Gegend förmlich riechen.“

Ich legte mich wieder auf mein Kissen und versuchte, den Ablauf des Traums zusammenzubekommen – eine Variante aus einer ganzen Serie von Träumen, die mich seit Monaten heimsuchten.

„Das ist nicht mehr witzig. Diese Träume sind nicht einfach nur ärgerlich, das sind richtige Alpträume! Ich bin darin wie gelähmt. Ich fühle mich darin wie in einer Falle gefangen. Steckengeblieben. Ich mag nicht mal mehr einschlafen, weil ich mich dann ja doch bloß wieder von neuem in so einer frustrierenden Szene verheddere!“

Robert sah mich aufmerksam an, während ich weiter sprach.

„Diesmal war ich in Brooklyn.“

„Ja“, nickte Robert, „das sagtest du vorhin.“

„Tut mir leid, ich bin so durcheinander“, antwortete ich und fuhr fort: „Ich stand gegenüber vom Haus meiner Großeltern an der Avenue ‚I‘, auf der anderen Straßenseite, und sah die Veranda mit dem Hauseingang und der Ziegeltreppe, die Grandpa Saul jedes Frühjahr in der gleichen rotbraunen Farbe strich, und den kleinen Garten vor dem Haus mit den Schneeballbüschen, den Rosen und Tagetes. Grandma Dora war immer so stolz auf ihre Blumen. Ich ging auf die Nachbarn zu und fragte sie, ob sie wüssten, wo Dad sei. Ich

war mir sicher, dass ihnen sein Aufenthaltsort bekannt war. Das spürte ich an der Art, wie sie mich ansahen und sich vielsagende Blicke zuwarfen. Dennoch machten sie mir gegenüber nur ausdruckslose Gesichter und drucksten herum. Sie ließen sich einfach nichts anmerken. Ich wollte ihn so unbedingt finden, dass mir richtig übel war. Und ich spürte, dass er irgendwo in der Nachbarschaft sein musste – ganz in der Nähe! Nur eben unerreichbar!“

Ich muss wirklich elend ausgesehen haben. Robert streckte die Hand aus, um mich zu trösten, wie er es seit Wochen nahezu jeden Morgen tat.

„Letzte Woche habe ich geträumt, dass ich direkt vor dem Haus meiner Großeltern stand. Die dunklen Backsteinreihen Häuser, diese Zweifamilienhäuser an der Avenue ‚I‘, standen direkt vor mir. Zuerst suchte ich Dad im Haus meiner Großeltern an der Ecke, aber da war niemand. Dann ging ich zu den Nachbarn. Zu Al dem Barbier, so nannten sie ihn. Grandpa Saul ließ sich bei Al immer die Haare schneiden. Doch Al und seine Frau starrten mich nur an. Und im nächsten Haus war es das Gleiche. Niemand gab mir eine ehrliche Antwort. Alle starrten mir nur ins Gesicht. Dann wandte ich mich ab und ging die East 51st Street entlang, die voller Schlamm und tiefer Pfützen war. So wie sie nach einem heftigen Regenguss eben aussah, bevor sie gepflastert wurde.“

Robert nickte schweigend.

„Grandma Dora hat die Pfützen immer ‚die Großen Seen‘ genannt. Das waren ziemlich tiefe Löcher, und es war grässlich, da durch zu fahren, weil das trübe Wasser dann überall herumspritzte. Die leerstehenden

Grundstücke auf beiden Seiten der Straße waren eine Wildnis aus wuchernden Büschen und Schlingpflanzen“, erzählte ich Robert, dem die komische Seite dieser Erinnerung ein amüsiertes Lächeln entlockte.

„Hmmm“, murmelte er.

„Und vor zwei Wochen fuhr ich mit dem Bus in Richtung Eastern Parkway zu dem Süßwarenladen von Onkel Louie und Onkel Irwin. Das war eine richtige Zeitreise! Ungelogen, ich befand mich in den 50er Jahren. Alles sah genau so aus wie damals in meiner Kindheit. Sogar der staubige Bus, der immer durch die Utica Avenue fuhr! Als der Bus endlich am Eastern Parkway ankam und ich mich daran machte, überall nach Dad zu fragen, gaben mir die Leute nur vage Auskunft, wie ich ihn finden könnte. Ich lief ständig im Kreis. Ohne Ergebnis.“

In jenem Sommer 2003, als ich durch ständige Alpträume zutiefst beunruhigt war, fing ich an, sie in einem Notizbuch aufzuschreiben, um herauszufinden, ob sie ein bestimmtes Muster oder Thema aufwiesen. In diesen wiederkehrenden, beängstigenden Träumen wurde ich ständig daran gehindert, meinen Vater zu sehen, der schwer krank war und an einer Adresse wohnte, die jeder, dem ich mich näherte, absichtlich vor mir verheimlichte. Die Atmosphäre in diesen Träumen war bedrückend, fast schon lähmend, weil ich wusste, dass er im Sterben lag. Ich musste ihn unbedingt finden. Außerdem verfolgten mich schlimme Schuldgefühle, da ich das Gefühl hatte, ihn vernachlässigt zu haben, während alle anderen anscheinend Kontakt zu ihm hatten. Manchmal glaubte ich in solchen Träumen zunächst, er sei tot, nur um im weiteren



Verlauf schockiert zu erfahren, dass er noch lebte, irgendwo im Verborgenen, aber ich schaffte es nie, ihn ausfindig zu machen. Niemand, dem ich in den Träumen begegnete, weder Verwandte noch Bekannte, wollte mir seine Telefonnummer geben oder seinen Aufenthaltsort verraten. Alle verhielten sich unbestimmt und abweisend. Stadtviertel, in denen ich mich auskannte, suchte ich ebenso ab wie unbekannte Straßen, blickte beschwörend in jedes Gesicht, um irgendeinen Hinweis oder Anhaltspunkt zu erhaschen. Doch jeder Traum endete mit den gleichen beängstigenden Gefühlen von Hilflosigkeit, Enttäuschung und Verzweiflung. Dabei war mein Vater zu der Zeit, als mich diese Alpträume verfolgten, in Wirklichkeit schon seit vielen Jahren tot.

Nachdem mein Vater im September 1978 verstorben und sein Nachlass aufgeteilt war, fand sich in seinem Vermächtnis an mich das maschinenschriftliche Manuskript einer Novelle, das sich seitdem in meinem Besitz befindet. Dad hatte es 1970 verfasst, und obwohl er mich gebeten hatte, es sofort zu lesen, strebte er nie eine Veröffentlichung an. Ich legte das Manuskript in einer seiner braunen Faltmappen ab, zusammen mit seinen persönlichen Dokumenten, Briefen und Anwaltsunterlagen, die ich als sein einziges Kind aufbewahrt habe. Diese großen Mappen waren mir vertraut, da sie immer seine bevorzugten Behälter waren für alles, was aufbewahrt werden musste. So wie ich mich manchmal in alte Fotoalben vertiefte, machte ich es mir zur Gewohnheit, das Manuskript alle paar Jahre wieder hervorzuholen und ohne Unterbrechung noch mal zu lesen. Die Geschichte war unglaublich spannend, geradezu packend.

Obwohl ich das Manuskript viele Jahre lang als kostbaren Bestandteil der persönlichen Unterlagen meines Vaters behandelt hatte, hatte ich eine Veröffentlichung nie für dringlich erachtet. Ich schob alles vor mir her, was damit zu tun hatte, und damit jeden Versuch, es zu veröffentlichen zu lassen oder als Grundlage für ein Drehbuch vorzuschlagen. Ich bemühte mich gezielt, meine Kinder Mimi und Ben wissen zu lassen, dass das Manuskript existierte, und sobald sie alt genug waren, um zu verstehen, worum es da ging, ermunterte ich sie, es zu lesen. Fotokopien des Manuskripts wurden für meine Tante und meinen Onkel angefertigt, ebenso für einen meiner jüngeren Cousins, der besonders an meinem Vater gehangen hatte. Gelegentlich sprach ich mit engen Freunden über dieses Vermächtnis und meinen inneren Zwiespalt in Bezug auf alles, was in Richtung einer Veröffentlichung ging. Obwohl ich in meinem Beruf durchaus erfolgreich publiziere, war ich ratlos, wie mein erster Schritt zur Veröffentlichung einer Novelle aussehen könnte. Ein Freund meinte, dass die Geschichte, die mein Vater beschrieb, dem Film *12 Uhr nachts (Midnight Express)* ziemlich ähnlich sei. „Du solltest dir den Film ausleihen“, schlug er vor. „Das ist eine wilde Geschichte, und eine wahre noch dazu!“ Diese Empfehlung behielt ich sozusagen im Hinterkopf, wo sie einige Jahre abgespeichert blieb, aber ich fühlte mich nie verpflichtet, eine Entscheidung zu treffen. Ich trödelte herum, und das war mir auch klar. Da erreichte mich überraschend ein weiterer Impuls. Bei meinen Vorbereitungen für eine Vorlesung über die Theorie der Gestalttherapie geriet ich an einen Text von Laura Perls, einer Mitbegründerin der Gestalttherapie, die als Mentorin und mütterliche Freundin mein

Leben enorm beeinflusst hat. In *Every Novel is a Case History* hat Laura das Buch *Every Person's Life is Worth a Novel* von Erving Polster als Grundlage verwendet und ist dabei zu der Schlussfolgerung gekommen:

*Lange vor der Begründung der Psychologie – geschweige denn der Psychotherapie – als wissenschaftliche Disziplinen und Methoden zur Lösung von Problemen hat die Literatur das menschliche Erleben in all seinen Facetten aufgezeigt und erläutert: Liebe und Hass, Leidenschaft und Gleichgültigkeit, Glück und Leid, Lernen und Unwissenheit, Unschuld und Erfahrung, Verbrechen und Strafe, Krieg und Frieden, Konflikt und Lösung, Versagen und Erfolg.*

Im Weiteren beschrieb Laura ihre Faszination angesichts einer Art transformativen Dialogs, wie er zwischen Verfassern und Lesern guter Literatur entstehen kann. Vorstellungskraft und Intellekt werden angeregt, kommunikative Fähigkeiten gesteigert, Wege zu den Gefühlen der Leser freigemacht. Sie hatte den erst vor kurzem erschienenen Roman *Wenn ein Reisender in einer Winternacht* von Italo Calvino gelesen:

*Er beginnt mit einer ausführlichen Anweisung und Beschreibung, wie man ein Buch lesen soll, und das Buch, das es zu lesen gilt, ist das Buch, das im selben Augenblick gerade geschrieben wird! Ist man Verfasser, Leser und Erzähler gleichzeitig, führt das paradoxerweise anscheinend zu keiner Beeinträchtigung des Werdegangs eines Buches, sondern setzt schöpferische Kräfte frei, denn aus dem Gemenge all dieser (auch recht amüsanten) Spielereien heraus entwickelt sich*

*eine Geschichte, deren Verlauf ich noch nicht kenne, da ich meine Lektüre unterbrechen musste, um diesen Aufsatz zu verfassen, der eigentlich das unmittelbare Ergebnis meiner angefangenen Lektüre von Calvinos Buch darstellt.*

*Als nächstes Buch habe ich mir vorgenommen, Das Chasarische Wörterbuch des jugoslawischen Dichters Milorad Pavić zu lesen, der sagt:*

*„Wir befinden uns im Irrtum. Wir reden ständig von talentierten oder begabten Schriftstellern; wir sollten jedoch von begabten und talentierten Lesern sprechen.“ Damit wird der Leser zu einem aktiven Mitwirkenden, sogar zum wichtigsten Protagonisten des Buches. Diesen innovativen Leseansatz, der sich nicht für eine leichte Introjektion anbietet, finde ich höchst spannend. Das gleiche Merkmal trifft auch auf ernstzunehmende Romane zu: Sie liefern keine gefälligen Formeln, die man einfach auswendig lernen kann, sondern neue Fakten aus dem wirklichen Leben sowie andere Arten des Denkens, Fühlens und Handelns. Wie in der Sesamstraße oder Mr. Rogers' Neighborhood im Fernsehen kann man einen Roman einfach nur zur Unterhaltung und Entspannung lesen, ohne zu merken, was man dabei alles unterschwellig an möglicherweise Lebensverändernden Einsichten mitbekommt.<sup>1</sup>*

Diese beiden Absätze musste ich mehrmals lesen, bis ich auch nur annähernd begriff, was damit eigentlich gemeint sein könnte. Kann Calvinos Ansinnen, dass der Leser gleichzeitig auch Verfasser und Erzähler ein und desselben Buches sein solle, mich in jemanden

<sup>1</sup> Perls, L. (1989): „Every Novel is a Case History.“ In: The Gestalt Journal, 12(2), S. 5-10.

verwandeln, der mehr Bewusstheit mitbringt und für den Umgang mit meiner Welt besser gerüstet ist? Worauf will Milorad Pavić hinaus, wenn er talentierte Leser als aktive Mitwirkende und wesentliche Protagonisten bezeichnet? Werde ich das, was ich gelesen habe, durch meine eigene subjektive Lektüre des Textes umgestalten? Werden unbekannte Aspekte meines eigenen Lebens ebenso wie das Leben der Charaktere in meinem Buch zum Vorschein kommen, während ich erneut lese, während ich schreibe und erzähle? Der Gedanke, wie ich es denn jemals schaffen sollte, all das verwirrende Material zu bewältigen, das mir mein Vater hinterlassen hatte, befiel mich von Neuem auf erdrückende Weise. Verzagt legte ich das Manuskript in die braune Faltmappe zurück, wobei ich mir die Einsichten und ermutigenden Worte von Laura Perls im Geiste notierte und wieder einmal jegliche weitere Entscheidung aufschob. Ich war noch nicht bereit, all die neuen, überraschenden und höchstwahrscheinlich beunruhigenden Informationen, die da auf mich warteten, ordentlich anzubeißen und gründlich zu kauen.

Als mir die Alpträume des Sommers 2003 nahezu jede Nacht den Schlaf raubten und dafür sorgten, dass ich schluchzend und schweißgebadet aufwachte, beschloss ich letztlich doch, ein Video des Films *12 Uhr nachts* auszuleihen. Robert wollte es sich mit mir zusammen ansehen. Das Drehbuch beruht auf der wahren Geschichte eines jungen Amerikaners, der versucht hatte, die Türkei in einem Flugzeug in Richtung Vereinigte Staaten mit einer beträchtlichen Menge Drogen zu verlassen, die er sich am Körper festgeschnallt hatte und zu Hause mit einem satten Gewinn verkaufen

wollte. Er wurde geschnappt, noch ehe er in das Flugzeug steigen konnte, und war gezwungen, eine jahrelange Leidenszeit in einem türkischen Gefängnis zu verbringen, bis ihm eine phänomenale Flucht gelang. Bereits nach den Anfangsszenen von *12 Uhr nachts* merkte ich, dass der Film eine heftige körperliche Reaktion bei mir auslöste. Mein Herz pochte, und angesichts des weiteren Geschehens befiel mich ein widerwärtiges Gefühl des Entsetzens. Mir wurde klar, dass diese Story etliche Bezugspunkte zum Manuskript meines Vaters aufwies. Manche Szenen waren derart gewaltsam, dass ich es nicht ertrug, mir all das Leid anzusehen oder anzuhören, und mich mehrmals vom Bildschirm weg flüchtete. Ich schämte mich vor mir selbst, dass ich so feige war. Diese instinktiven Reaktionen verschafften mir einen Vorgeschmack dessen, was da auf mich zukommen würde. Um den schauerlichen Tatsachen ins Auge zu sehen, auf denen der Text meines Vaters beruhte, würde ich einen guten Magen brauchen.

Das wiederholte Auftreten der Alpträume allein hätte mich nicht veranlasst, über sie zu schreiben. Sie waren nicht zufallsbedingt. Erst als mir klar wurde, dass der fünfundzwanzigste Todestag meines Vaters im September bevorstand, kam mir eine unverhoffte Einsicht, die mich zu einer längst überfälligen Entscheidung führte. Meine Alpträume waren in ihren Botschaften unerbittlich und zwingend unmissverständlich gewesen; allmählich ergaben sie einen Sinn für mich. Sie forderten meine Aufmerksamkeit, indem sie mich zu der Erkenntnis zwangen, dass mein Leben eine unvollendete Aufgabe in Bezug auf meinen Vater für mich

bereithielt. Jetzt war es an der Zeit, dass ich mich darum kümmerte. Die Alpträume waren mein Weg, mir darüber klar zu werden, dass ich so weitgehend wie möglich zu einem Abschluss mit meinem Vater gelangen wollte, mit unserer Vater-Tochter-Beziehung, die so plötzlich durch seinen Tod geendet hatte, als ich achtundzwanzig war. Endlich spürte ich, welche Handlungen meinerseits mich in die Lage versetzen würden, weiterzumachen, ihn zu „finden“, und ein Gefühl von Entschiedenheit zu erlangen. Das Ganze lief letztlich auf die scheinbar leichte Aufgabe hinaus, sein überaus bewegendes Werk zu veröffentlichen. Sobald ich beschlossen hatte, die Novelle meines Vaters in gedruckter Form herauszubringen, verschwanden die Alpträume „wie von Zauberhand“ und plagten mich nicht länger! Es war, als hätte sich mein innerer Verfolger durch meine bewusste Entscheidung, diese Aufgabe zum Abschluss zu bringen, endlich besänftigen lassen. Dieses Vermächtnis anzunehmen brachte augenscheinlich mindestens zwei vorab zu erfüllende Bedingungen mit sich: Die erste bestand darin, mit bestimmten Aspekten der Vergangenheit meines Vaters zurechtzukommen, insbesondere den unsichtbaren Mächten hinter der Empörung, die ihn dazu trieb, die Novelle zu schreiben. Die zweite Bedingung war, dass ich diese Einblicke nutzen würde, um über den Verlauf meines eigenen Lebens nachzudenken. Ich hoffte inständig, zu einem umfassenderen Verständnis der Frage zu gelangen, wie ich mich im Kontext meiner Familiengeschichte zu leben entschieden habe. Im besten Falle würde mir dieses Bewusstsein helfen, destruktive, traumatische Wiederholungen zu vermeiden, und ebenso würde es nach dem Verlust meines Vaters, den ich gerade zu dem